

Wolfgang Kil

Darf's ein bisschen weniger sein?

Vortrag im Rahmen des Kunstprojekts „Village Resort Brandenburg?“

in Beelitz am 28. Juni 2008

Ein Zeitalter geht zu Ende

Auch wenn seit Jahren der „Stadtumbau Ost“ mit seinen staatlich subventionierten Häuserabrissen die öffentlichen Debatten bestimmt, hilft es nicht sonderlich, den Bevölkerungsschwund Ostdeutschlands ausschließlich aus der Perspektive einer unter Druck geratenen Wohnungswirtschaft zu betrachten. Es geht hier um weiter reichende Richtungsentscheidungen, denn zu vermuten ist, dass wir es mit deutlichen Signalen einer Epochenwende zu tun haben, deren Ausmaße sich nur schwer abschätzen lassen. Die uns als „Normalzustand“ vertraute Industriearbeit zieht sich gerade massiv von den Kontinenten ihrer Entstehung zurück. Zumindest für uns Europäer wird es höchste Zeit, den „Industrialismus“ als ein historisches Phänomen zu begreifen, das nicht nur einen Anfang, sondern auch ein Ende kennt.

Zur Erinnerung: Die „Industrielle Revolution“, eine vor allem europäische Errungenschaft, hatte die bis dahin agrarischen Gesellschaften des Kontinents bis zur Unkenntlichkeit umgekrempelt. In nie gekannter Zahl waren Menschen aus ländlichen Regionen in die neuen Ballungszentren gewandert. Das gesamte Siedlungsgefüge, bis dahin feudal agrarisch geprägt, wurde in einem recht brutalen Prozess der neuen Produktions- und Konsumwelt angepasst: Alte Residenzen und behäbige Bürgerstädte verwandelten sich in laute, schmutzige, aber begehrte Metropolen der Fabrikarbeit. Rückständige und verschlafene Dörfer begannen zu städtischen Agglomerationen auszuwuchern, beschauliche Flusstäler und sumpfige Niederungen füllten sich mit Schloten, Zechen, Montagehallen und Arbeiterwohnekasernen. Unter dem Banner des technischen Fortschritts vollzog sich ein Generalumbau sämtlicher Verhältnisse – in Wucht und Wirkung allenfalls den gewaltigsten Katastrophen vergleichbar, die ganze Kontinente bis zur Unkenntlichkeit umgewühlt und neu aufgeschichtet hinterlassen.

Wieso hoffen wir eigentlich, am Ausgang jenes Zeitalters glimpflicher davonzukommen?

Das Verschwinden der klassischen Industrien wird auch uns zwangsläufig einen Umbau unseres gesamten Gesellschaftsgefüges bescheren. Wo sich Wirtschaftsstrukturen ändern, strukturieren sich auch die dazugehörigen Räume neu. Neue Kraftzentren und

Innovationskerne bilden sich heraus, neue Hinterhöfe entstehen. Die Globalisierung organisiert nicht nur die Waren- und Finanzströme der Weltwirtschaft neu, sie erzeugt auch neue „Peripherien“, also benachteiligte Gebiete, die sich neuerdings auch inmitten weiterhin funktionstüchtiger Wohlstandsregionen ausbreiten können. Der Frankfurter Soziologe Klaus Ronneberger hat das auf eine recht schlüssige Formel gebracht: „Der Kapitalismus erzeugt eine geografische Landschaft, die für eine gewisse Zeit dem jeweiligen Entwicklungsmodell entspricht, um sie dann im nächsten Zyklus zu zerstören.“

Wer vor der Zwangsläufigkeit dieser Prozesse die Augen verschließt, verweigert sich dem Ernst der Lage. Man muss sich halt Gedanken machen. Am besten Gedanken gegen den Strich: Besteht nicht auch ein Bedarf an Räumen, in denen vielleicht andere Werte und Regeln gelten, und wo deshalb andere Vorstellungen von Leben realisierbar sind – und sei es auch nur probenhalber?

Slow City

Im Jahr 1999 gründeten die Bürgermeister der italienischen Städte Orvieto, Positano, Greve und Bra die *rete internazionale delle città del buon vivere – cittàslow*. Inzwischen haben sich europaweit rund neunzig Kommunen jener „Vereinigung lebenswerter Städte“ angeschlossen, die man in Deutschland eher unter ihrem englischen Namen kennt: *Slow City*. Das offizielle Logo der Bewegung klärt das Anliegen auf den ersten Blick: Eine Schnecke trägt auf ihrem Haus eine kleine Stadt dahin.

Erfahrungsgemäß haben besonders deutsche Städte Schwierigkeiten, sich mit der *Slow City* anzufreunden, und zwar mehr noch mit dem Namen als mit dem Prinzip. Wo seit Menschengedenken Bürgerfleiß zur höchsten Tugend ausgerufen wurde, gilt ein „Lasst Euch Zeit!“ schnell als Bremserruf. Doch sollte man *slow* hier gar nicht so direkt mit *langsam* übersetzen. Inspiriert wurde die Begriffswahl durch *Slow Food*, also durch jenen Versuch, dem allgegenwärtigen *Fast Food* eine weniger hastige, bewusstere und mithin gesündere Esskultur entgegenzusetzen. Auch *Slow Cities* reagieren auf etwas: auf zuviel Hektik, zuviel Geschäftigkeit, überbordende Bürokratie. Glaubt man ihrer Charta, so gelten in ihnen andere Prioritäten: Lebensfreude vor Profit, Bürgerstolz vor Ämterrespekt, Gemächlichkeit vor Tempowahn. Um offiziell Mitglied der internationalen Vereinigung zu werden, müssen Kommunen eine Satzung einhalten, deren 37 Richtlinien allerdings je nach der konkreten Lage ausdeutbar sind: Im Großen und Ganzen sollen *Slow Cities* ihr charakteristisches Stadtbild erhalten, nachhaltige Umweltpolitik betreiben, Herstellung und Vertrieb regionaltypischer Produkte fördern, Kultur, Tradition und regionales Brauchtum schätzen,

sich aktiv mit der Ortsgeschichte auseinandersetzen, auf Gastfreundlichkeit achten und bei ihren Bürgern ein Bewusstsein für die individuell erfahrbaren Besonderheiten einer *Slow City* schärfen. Lärmreduzierung und Verkehrsberuhigung gehören zum Standardprogramm genauso wie die Verbannung von Supermärkten und aufdringlicher Leuchtwerbung aus den Altstadtkernen. In den Schulen bekommen die Kinder Obst und Gemüse aus heimischem Anbau, oft werden ihnen dort auch Grundrezepte der regionalen Küche vermittelt. Kaum zu glauben, aber in mancher *Slow City* soll pro Woche sogar ein zusätzlicher Ladenschließtag eingeführt worden sein – wie es heißt, „um die Geschäftsgier und die Kaufwut zu bremsen“. Vielleicht sollte man *slow* einfach mit *entspannt* übersetzen.

Im August 2007 konnte die Zeitschrift *brand eins* vier deutsche Slow Cities porträtieren: Hersbruck und Schwarzenbruck in Franken, Waldkirch im Schwarzwald und Überlingen am Bodensee. Besonders in Franken gibt es weitere Kandidaten.

„Heimat auf'n Teller“

In Mittelfranken, dreißig Minuten östlich von Nürnberg, liegt **Hersbruck**. Das 12.500 Einwohner zählende Städtchen mit seinen pittoresken Häusern, Türmen und Wehranlagen war 2001 der erste Ort außerhalb Italiens, der den Zumutungen der Globalisierung gezielt mit regionalen Kreisläufen zu begegnen suchte. Entsprechend der Charta von *cittàslow* sind Handelsketten hier unerwünscht, sogar gegen eine McDonalds-Filiale hat man sich erfolgreich gewehrt. Ortsansässige Betriebe erhalten Förderung, vor den Toren der Stadt werden lange vernachlässigte Weideflächen wieder bewirtschaftet und Streuobstwiesen kultiviert. Bauern liefern ihre Produkte direkt an die Abnehmer, in den meisten Gaststätten kommt „Heimat auf'n Teller“, wie Hinweisschilder des gleichnamigen Vereins und Extra-Speisekarten versichern.

Doch es geht nicht bloß ums Essen. Die Stadt hat vier Erdgasbusse, eine Erdgastankstelle, und im Thermalbad wird die Holzheizung mit Hackschnitzeln aus heimischen Forsten betrieben, anstatt mit billigeren Importen aus Brasilien oder Tschechien. Hersbrucks Bürgermeister, der zugleich der deutschen Sektion der *cittàslow*-Vereinigung vorsitzt, möchte, dass seine Bürger sich auch im Alltag über die Geschichte ihrer schönen alten Häuser, die Herkunft ihrer Nahrung und ganz allgemein über die Zyklen der Natur Gedanken machen. Am Samstagabend und Sonntags gegen Mittag sind vom Rathausturm die Stadtbläser zu hören. Da bleiben nicht nur die Touristen stehen, die ganze überschaubare Innenstadt hält für eine Viertelstunde in der Bewegung inne.

Genuss nur für Besserverdiener?

Natürlich verweisen kritische Stimmen auch auf Grenzen der „Entspantheit“: Grell, bunt und voller Gekreisch, wird man beim einwöchigen (!) Hersbrucker Stadtfest eher ans Münchner Oktoberfest erinnert. Jugend lässt sich ja generell nur ungern zu gedämpfter Musik oder zum Verzicht auf PS-starke Vehikel verdonnern. Und auch sonst kennt natürlich eine entschleunigte Stadt ihre Schattenseiten: In Hersbruck gibt es an die 400 Arbeitslose, der Kirche laufen die Leute davon, das rasant steigende Durchschnittsalter ihrer Bewohner wie der zahlreichen Besucher macht der Bilderbuch-Idylle genauso zu schaffen wie jeder anderen europäischen Stadt. In den malerischen Dörfern ringsum stehen immer häufiger Gehöfte leer, in den Städten der Region verfallen die Grundstückspreise. Befragt man die Ladenbesitzer oder Markthändler mit den regionalen Sortimenten etwas hartnäckiger, wird man dieselben Klagelieder vom Überlebenskampf hören wie auf der ganzen Welt.

Und dann der sich stets aufdrängende Verdacht: Gilt Genießen nur für Besserverdiener? Berühmtester Unternehmer Hersbrucks ist ein Möbelbauer, der das Holz für seine Massivküchen nach uralter Handwerksregel nur im Winter schlägt, wenn der Frost das Holz getrocknet hat. Seine Säger brauchen mindestens drei Wochen, denn das Ölen, Trocknen und Wiederölen der Platten mit Naturharz kostet gleich viermal so viel Zeit, wie wenn man es wie üblich spritzte. „Unsere Kunden schätzen den hohen Aufwand, zahlen mehr und warten länger, fahren dafür aber keine teuren Autos“,¹ wird er immer wieder gerne zitiert. Aha. Aber egal, ob Karosserieblech oder luftgetrocknete Kiefer – das eine wie das andere muss man sich ja überhaupt erst einmal leisten können.

Fazit

Trotzdem: In der *Slow-City*-Bewegung steckt ein inspirierender Kern, der gegen alle Vorwürfe eines elitären Luxus' oder reiner Folklorebegeisterung verteidigt zu werden verdient. Dieser Kern besteht in der Konsequenz, mit der die verschiedenen Ebenen von „Verlangsamung“ als zusammengehörig betrachtet werden. Die Pflege historischer Kulturzeugnisse, die Absage an die Endlosspirale aus Expansion und Beschleunigung sowie die gezielte Förderung lokaler und regionaler Ökonomien lassen sich als Wege in eine gemeinsame Richtung erkennen: Kleiner werden, leiser, behutsamer, wieder überschaubar. Das eigentliche Ziel heißt Wertewandel.

Kulturtheoretiker beschreiben *Entschleunigung* als ein „Nachlassen der Existenzumutungen“, wovon sie erhoffen, die Menschen könnten sich wieder mehr ihrer

¹ Christian Schüle: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. In: *DIE ZEIT*, Nr. 01/2007

Rolle als Eltern, Familienmitglieder, Bürger eines Gemeinwesens widmen. Nur dort, im sozialen Nahbereich, würde durch Erziehung und den Aufbau stabiler Freundschaften sowie durch die Teilhabe an politischen Aushandlungsprozessen die alltägliche Kultur einer Gesellschaft reproduziert. Dagegen hätten ständig wachsender Tempodruck und permanent abgeforderte Flexibilität bereits zu spürbarer Erosion dieser „Kulturproduktivität“ geführt.²

Die Bürgermeisterin der kleinen piemontesischen Stadt Bra gestand einmal, dass es nicht leicht sei, gegen den Strom der Globalisierung anzuschwimmen, „aber wir halten unsere ‚Philosophie der Langsamkeit‘ für die menschlichste Art, städtisches Leben zu organisieren. Und wir stellen fest, dass sich über unser Beispiel ein Nachdenken entfaltet, ein regelrechter Kulturdiskurs über die Vorzüge von Lebensweisen, die sich weniger unter Druck setzen und weniger normieren lassen.“ Für die Museumsdirektorin von Waldkirch im Schwarzwald ist *cittàslow* „eine gute Art, auf eigene Stärken zu schauen. Mit eigenen Stärken kann man besser leben als mit importierten“.

Es sind also verschiedene Begründungen vorstellbar, dem unentwegten „schneller, höher, weiter“ Momente des Innehaltens entgegenzusetzen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie aus rationaler Kritik an Prinzip und Folgen der Globalisierung individuelle, lebenspraktische Schlüsse zu ziehen versuchen.

Was spräche – so gesehen – eigentlich gegen eine *Entschleunigungs-Initiative Ost*?

Das Beispiel Köthen

Für eine solche hätten seit ein paar Jahren schon Erfahrungen vorliegen können. Auf der Suche nach einem einprägsamen Image hat sich die Stadt Köthen (ca. 30.000 Einwohner) eines früheren Mitbürgers besonnen, eines gewissen Samuel Hahnemann, der als Hofmedicus vor über 150 Jahren die Homöopathie erfand. Unter dem Slogan „Gesundheit“ wollte der Stadtrat daraufhin das Leitbild einer „Stadt zum Wohlfühlen“ durchsetzen. Wenn man das einigermaßen konsequent weiterdenkt, hätte es das anhaltische Städtchen zielsicher in den Zirkel der *Slow Cities* führen müssen. Doch leider fehlte allen Beteiligten der Mut, sich auf den – international längst positiv besetzten – Begriff einzulassen. Die Sehnsucht nach jedem bisschen „mehr Tempo“ ist in den Seelen der Globalisierungsverlierer offenbar noch zu tief verwurzelt, als dass die Aussicht auf entspanntere Lebensweisen schon große Begeisterung weckt.

Dabei wären gerade ostdeutsche Ausgangslagen für die Grundidee höchst aufschlussreich: Lässt sich *slow*, also: *entspannt* auch im ökonomischen Abseits leben, unter den Bedingungen

² Vgl. Thomas Ahbe: Arbeit hat auf Dauer nur der Gezüchtigte. In: *FREITAG* Nr. 10/2004

eingeschränkter, gar schwindender Kaufkraft? Welche Angebote für ein „Besserfühlen“ lassen sich unterbreiten, die nicht direkt in Geldwert umzurechnen und ergo prompt zu bezahlen wären? Gibt es Aspekte von Wohlgefühl, die sich auch außerhalb von Sauna und Spaßbad, z.B. im normalen Alltag von Familie, Schule, Freizeit oder Bürgerpolitik genießen und nach außen hin propagieren lassen? In der ostdeutschen Provinz wäre der Beweis zu erbringen, ob aus programmatisch verlangsamten Städten tatsächlich mehr zu machen wäre als bloß wieder eine raffinierte Vermarktungsidee für die hedonistische *Upper Middle Class*.

Köthen nennt sich jetzt „Zentrum der Homöopathie“ und hat damit eine Chance verpasst. Das Prädikat „Erste *Slow City* Ostdeutschlands“ ist noch zu haben.
